

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 3

Artikel: Felix Spanners Brautfahrt [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633248>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 3 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

20. Januar

== Zwei Gedichte von Walter Dietiker. ==

≡ Winter. ≡

Nun ist die Zeit, da nur gedämpft die Schritte schallen,
Da nimmermehr die Farben spielen
Und mit erstorbenen Gefühlen
Des Himmels Silbersterne fallen.

Die müde Zeit, da leis und ohne Tränen
Dahinsinkt unseres Herzens Sehnen.
Und da verstonnen auf seinem weiten weißen Grabe
Wir wunderliche Zeichen schreiben mit dem Wanderstabe.

Nun ist die Zeit, da nur gedämpft die Schritte schallen,
Da nimmermehr die Farben spielen
Und mit erstorbenen Gefühlen
Die Sterne fallen. . . .

≡ Der alte Baum. ≡

Wenn im Lenz du schwellend blühst,
Lieber alter Baum,
Daß er schwellend überfließt,
All dein Blüten Schaum;

Wenn du tief im Sommer stehst,
Lichte Sonne trinkst,
Oder nächstens Kühlung wehst
Und im Mondschein blinkst;

Wenn im Herbst du fruchtbeschwert
Ueber mich dich neigst,
Oder still in dich gekehrt
Unterm Schnee dich beugst:

O wie bist du immerzu
Liebevoll und gut!
Wäre doch der Mensch wie du,
Alles wäre gut!

□ □ Felix Spanners Brautfahrt. □ □

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Mitten im schweren Studium wurde ich oberhalb der Sonnenäder von meinem Altersgenossen Johann Straub eingeholt. Er habe da etwas munkeln gehört, fing er ganz unverfänglich zu plaudern an, nachdem wir eine Weile schweigend nebeneinander hergegangen waren; und nach dem, was er gehört habe, wäre es ganz gut zu machen, daß wir zwei uns gegenseitig zu einem tüchtigen Schid verheifen könnten.

„Du mußt nämlich wissen, daß ich etwas Aehnliches wie du auf dem Programm habe,“ teilte er mir des weitern mit einem Anflug von Offenherzigkeit mit, „und da gibt es so gewisse Gelegenheiten, wo zwei mehr ausrichten als einer allein. Zum Beispiel, ich will nur den Fall sehen, es ständen irgendwo an einem Ort zwei Töchter, eine jüngere und eine ältere, und ihr Vater möchte die jüngere ums Teufels nicht heiraten lassen, ehe und bevor nicht auch

die andere versehen ist. Akkurat so einen Fall hab ich nun beim Knörri auf der Rislenmatt. Ich bekäme seine Zweite, die Justine, wie einen Erdapfel, wenn er nicht die verrückte Idee im Kopf hätte, es müsse wohl oder übel der Reihe nach gehen. Die ältere ist eineweg von beiden hundertmal die schönere und die schaffigere; aber was kann ich dafür, daß ich nun eben an der Justine den Narren gefressen habe und fast um sie verrückt werde? Ich habe ihretwegen seit drei Wochen sozusagen kein Auge zugetan. Es kann einen ganz malader machen so etwas. Denn, was die Hauptsache ist, der Knörri hat es eineweg nicht bloß auf der Einbildungskasse, und wenn auch ihrer drei Mädchen beim Teilen mittun, so fällt doch für jede ein respektabler Broden ab, so viel, wie da im Dorf keine herausbekommt, nicht einmal Schulverwalters Lina.“

Er sah mich mit einem verschmitzten Lächeln von der Seite her an. „Was sagst du dazu? Geld in der Truhe, und zwei Kinder wie Bäume! Eine geschmalzene Suppe, mein ich! Die kann man im Ernstfall noch ohne Löffel essen.“

Ich war seinen Ausführungen mit wachsender Aufmerksamkeit gefolgt, wollte aber nicht dergleichen tun und machte einige Bedenken geltend. „Liegt mir zu weit ab. Man kann da wohl nachfragen, aber wer gibt's einem schriftlich, daß man nicht hinten und vorn angelogen wird? Gewöhnlich wenn man dann der Sach auf den Grund geht und alle Dedel abnimmt, ist vom Guten zu wenig und vom Unguten zu viel in der Platte. Siebenzigerlei Währschafsmängel sind da, von denen keiner zurücktut, und statt Gültbriefen kann man einen Haufen Schulden antreten.“

Johann Straub war nun richtig beleidigt. „Wenn du glaubst, unsereiner habe Hörner unter dem Hut, so will ich von allem nichts gesagt haben. Ich werde schon einen finden, der nicht Salzkartoffeln ißt, wenn er Bratwürste haben kann.“ Damit wandte er sich von mir ab und ging scharfen Schrittes seiner Wege.

Ich rief ihm begütigend nach, es sei mir ja nicht so bitter ernst, aber man dürfe sich eine so hochwichtige Angelegenheit doch gewiß nach vorn und nach hinten überlegen, worauf er sofort wieder anhielt und gut Freund wurde. Wir redeten des langen und breiten über die Sache hin und her. Am Ende kamen wir auf seinen dringlichen Rat dahin überein, unser Glück nicht durch Zögern zu verzehren, sondern schon am nächsten Sonntag einen gemeinsamen Ausflug nach dem etwa anderthalb Stunden entfernten Dörfchen Rislenmatt zu wagen.

Johann Straub hatte vor nicht langer Zeit beim Scheiterföhren aus der Staatswaldung auf Rislenheid zwecks der notwendigen Ausrede beim Knörr-Samuel einen eisernen Hemmschuh entlehnt. Den trugen wir nun — oder vielmehr kam diese Arbeit mir als dem Stärkeren von beiden zu — am Sonntagnachmittag unter mancherlei der Sachlage angemessenen Gesprächen, Scherzen und gegenseitigen Ratschlägen nach Rislenmatt hinauf. Ich freute mich innerlich zum voraus auf die Ueberraschung, die ich der Kemmenhofer-Emilie zu bereiten im Begriffe war. Nach Straubs Mitteilungen waren die Knörris mit dem Kemmenhofer verwandt; gewiß, wenn es sich machen ließ, mußte die Emilie — so recht zum Troß — bei meiner Hochzeit zugegen sein! . . .

Im Dorfe angelangt, hielten wir im Wirtshause zur Frohen Aussicht kurze Einkehr und bekamen daselbst die unerfreuliche Mitteilung, daß gestern abend in nicht weniger als fünf Ställen des Dorfes die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen sei.

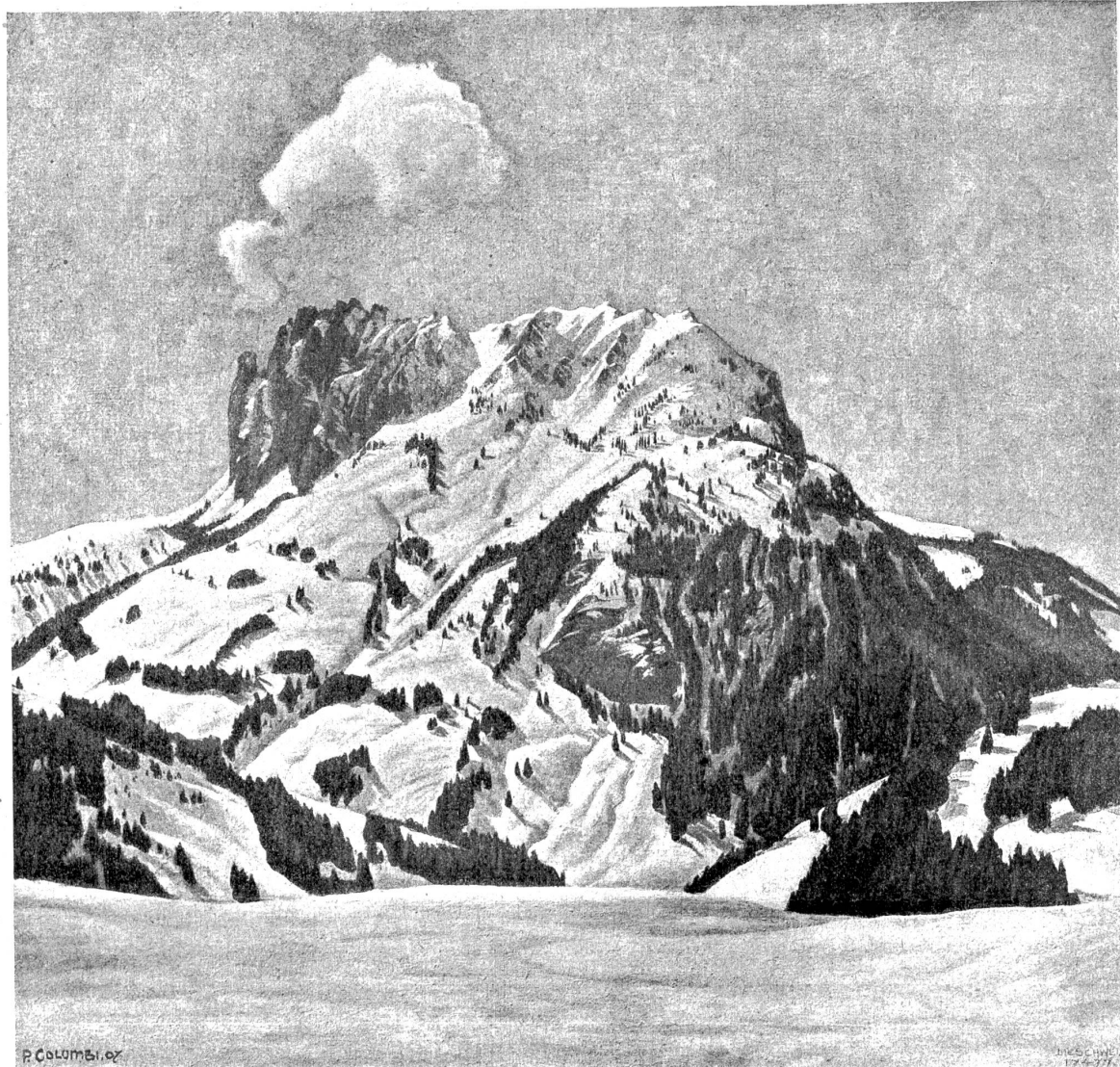
Meinem Begleiter schien das Herz sogleich in die Schuhe gefallen zu sein; er wollte unter obwaltenden Umständen von einem Besuch beim Knörr nichts wissen, ob schon dessen Viehstand, nach den Ausagen der Wirtin, von der Epidemie noch verschont geblieben war und sein nahes Gehöfte, wenn auch fast in der Mitte des Dorfes liegend, von den übrigen Behausungen etwas abge sondert stand.

Mir paßte so etwas nun gar nicht in den Kram. Erstlich wollte ich den nahezu fünfzig Pfund schweren Hemms-

schuh nicht ohne irgendwelchen Erfolg da herauf geschleppt haben. Dazu war ich nun einmal im Zug. Und ganz abgesehen davon, daß ich voreiligerweise meiner Mutter bereits verschwommene Andeutungen von einer bevorstehenden Unternehmung gemacht, war ich nach alledem, was mir Johann Straub Vorteilhaftes von dem Knörr-Mädchen erzählt hatte, auf deren Bekanntschaft aufs äußerste gespannt. Unbesehen hatte ich alle drei, insbesondere aber die Älteste, schon ein wenig in mein Herz eingeschlossen. Ich sah sie im Geiste mit ihrer fabelhaften, von keiner Rebfrau der Umgegend auch nur halbwegs erreichten Geschicklichkeit am Steighubel kappen, heften und Schosse verzwicken. Ich sah sie in unserem Hause Brot backen, buttern, Wäsche ausringen; meine Mutter mußte nur immer zusehen, sich wundern und einmal übers andere staunend bekennen, ein Schick, wie ich ihn gemacht habe, könne nur einem wirklichen Glückskind, und auch diesem nur alle siebenundzwanzig Jahre einmal gelingen.

Daß Johann Straub trotz meiner eindringlichen und sachlichen Vorstellungen starrköpfig blieb, brachte mich auf den Gedanken, er bereue es bereits halb und halb, mir eine so vorzügliche Gelegenheit an die Hand gegeben zu haben. Um so hartnäckiger blieb ich bei meinem Willen; er brauchte nicht etwa zu glauben, daß mir an seiner Hilfe und an seinem Zureden etwas gelegen sei. Ungeachtet seiner scheinbar entrüsteten Einwendungen lud ich mir den bereits da und dort aus seiner mangelhaften papierenen Umhüllung herausguckenden Hemmschuh neuerdings auf die Schulter und nahm den Weg nach dem Knörrhofe hinüber kurzerhand allein unter die Füße. Johann Straub machte noch einen letzten Scheinversuch, mich zurückzuhalten, indem er mir aus einem geöffneten Fensterflügel nachrief, es sei denn allenfalls da drüben ein sekhaftes Knechtlein vorhanden, so eine Art Better, dem man auch gewisse Aussichten gemacht habe; ich möge mich vor ihm vorsehen. Selbstverständlich erreichte er mit dieser Warnung nur, daß ich noch beherzter auszog, nicht ohne mir auf meinen Mut ein wenig einzubilden. Ganz im heimlichen Spann ich dabei an dem unredlichen Hintergedanken, es könne mir unter den obwaltenden Umständen keineswegs vorgeschrieben und auferlegt sein, meinem Kameraden auf jeden Fall bei der Auswahl den Vorrang zu lassen. Wenn es ihm nicht mehr daran gelegen war, hatte ich gewiß das gute Recht, wo nicht die Pflicht, das Glück so zu nehmen, wie es mir in den Weg lief.

Das Anwesen meines künftigen Schwiegervaters sah nun freilich aus der Nähe betrachtet nicht sehr verheißend aus. Während ich mich der schadhaften Haustüre näherte, stieg eine höchst sonderbare Ahnung in meinem Herzen auf, die sich sogleich zur Gewißheit steigerte, als ich auf ein dreistimmiges, ahnungsvolles „Herein“ in die niedrige, muffig-heiße Stube trat und mich den Knörr-Töchtern gegenüber sah, die in bequemen, der Brathitze in der Stube in ausgiebiger Weise angepaßten Arbeitskleidern werkzufrieden die breite Brotzaine mit den eben gebakenen, dampfenden Brotlaiben umstanden. Wie ein dünner Nebel stieg es vor meinen Augen auf. Ganz ohne alles Weiter war mir die Sachlage klar: ich war von meinen Kameraden auf die niederträchtigste Weise hineingeleimt worden. . . .



Plinio Colombi: Der Berg.

Mit einer heimlichen Wut im Herzen erinnerte ich mich in diesem Augenblicke daran, wie ich dem Johann Straub vor vier Jahren an der Schmelzacher Kirchweih eine Tänzerin abwendig gemacht. Diese Untat hatte er mir nun allerdings, wenn auch etwas verspätet, trefflich heimbezahlt. Jede der drei vor mir stehenden Grazien hätte in bezug auf äußerliche Vorzüge selbst neben meiner Tante Judith mit der Erdbeernase in Ehren bestehen können, und nach ihrer Wertlehre hätte mir die Wahl wirklich schwer fallen müssen; denn mit dem besten Willen wäre es mir kaum gelungen, die Häßlichste oder auch nur die Älteste unter den dreien herauszufinden. Nach meinem bescheidenen Schätzungsvermögen mußte indes jede von ihnen im besten Falle ihre dreißig Sommer hinter sich haben.

Freilich blieb mir zu eingehenderen Studien und Vergleichen auch nicht genügende Zeit. Zwei meiner Gastfreundinnen, die sich in ihrer äußeren Erscheinung zum Verwechseln ähnlich sahen, indem sie beide viel zu kurz und zu breit geraten, dafür aber von der Natur mit einer fast unheimlichen Fülle bedacht worden waren, zwängten sich

mit verschiedenartig geäußerten Zeichen jungfräulichen Schamgefühls wegen ihrer mangelhaften, von sehr strengem Standpunkte aus allerdings anfechtbaren Gewandung, und mit entsprechenden, wenn auch nicht ganz zulänglichen Vertuschungsbestrebungen durch die schmale Türöffnung in die anstoßende Nebenkammer hinüber, wo sie sich einstweilen nur noch durch unterdrücktes Röcheln und Geflüster bemerkbar machten. Die dritte, augenscheinlich die tapferste der Schwestern, die im Gegensatz zu den andern hager und kantig gewachsen war und deren lederfarbiges Antlitz ein auffallend breiter Mund förmlich beherrschte, hieß mich mit einem fragenden Mißtrauen im Tone willkommen, das sich aber sogleich in einem verständnisvoll-verschämten Lächeln verlor, als ich mich in möglichst unbefangener Weise meines angeblichen Auftrages entledigte und den Hemmschuh auf die Fensterbank hinlegte. Mit allen Zeichen persönlichen Wohlwollens nötigte sie mich zum Sitzen, indem sie sich daneben fortwährend ihres werktäglichen Aufputzes wegen entschuldigte. Daß in diesem Hause an einem Sonntag gebadet würde, komme sonst nur während der strengsten Jahreszeit



Maladettagruppe mit dem höchsten Gipfel der Pyrenäen (3404 m).

vor. Aber da es sich heute um ihren Namenstag Hulda handle, der unter keinen Umständen ohne Nidelwähe*) vorbeigehen dürfe, so sei es nun eben in einem hingegangen. Sie hatte eine so ausdrucksvolle Art zu reden, daß es für mich eine ganz neuartige Unterhaltung bedeutete, ihr dabei zuzusehen, wie ich denn mit bestem Willen keinen Blick von ihr abzubringen vermochte. Das ganze Gesicht arbeitete beim

*) Ofengebackener Rahmkuchen.

sie sich eineweg nicht in dieser Weise bedienen lassen, gestand sie mir mit schämig abgewandtem Gesicht; aber sie habe mir die anständigen Gedanken gleich im ersten Augenblick angemerkt. Es würde sie ganz besonders freuen, wenn ich mit ihr und den Schwestern eine Tasse Kaffee und dazu ein Stück Nidelwähe kosten wollte, zu der allenfalls nicht gespart worden sei.

(Schluß folgt.)

□ □ Auf fremden Bergpfaden.* □ □

Von Dr. C. Täuber. — Besprochen von Hans Zulliger.

Ein alter Wandervogel gibt uns in einem zirka 500 Seiten starkem Buche seine erlebnisreichen Wanderungen durch die Pyrenäen, die West- und Ostalpen, die Karpathen, den Balkan, auf Korsika, Sardinien und in Nordafrika zum Besten. Wie er selber sagt, tut er es in einer Weise, „daß in angenehmem Wechsel ein buntes, indessen zusammenhängendes Bild“ verschiedenartiger Gegenden und Völkerschaften entsteht. Zahlreiche Abbildungen veranschaulichen das Werk, dessen einzelne Teile früher schon in den Jahrbüchern des Schweizer Alpenklubs, in der „Neuen Zürcher Zeitung“ und in der Zeitschrift „Die Schweiz“ erschienen sind.

Das Buch wird eröffnet durch einen launigen Bericht über des Verfassers erste Fußtouren, die er als 14jähriger Knabe der Löh und dem Rhein entlang machte. Um seinem früh erwachten und unstillbaren Wandertrieb Genüge leisten zu können, erwarb sich der Junge durch Briefmarkenhandel, Mäusefang und Regelfstellen das notwendige Geld. Auf seinen Reisen gab er davon so wenig als möglich aus. Und wenn ihm eine Eisenbahnfahrt die Hälfte seines lauer ersparten Vermögens wegnimmt, so tröstet er sich damit,

„daß der von zu Hause mitgebrachte Proviant, die gedörrten Landjäger und die paar Pfund Käse ihn für einige Tage den Nahrungssorgen entheben“. Seine Wanderungen



Küsterfamilie im spanischen Pyrenäenstädtchen Bielsa.

*) „Auf fremden Bergpfaden“ von Dr. C. Täuber. Mit zahlreichen Abbildungen. Zürich, Dreß Züßli, Verlag. 1916.